

Wissenschaftswandel durch Emigration

Symposium veranstaltet von
Mitchell Ash und Alfons Söllner
6.-9. Mai 1991*

Teilnehmer: Mitchell G. Ash (Iowa / Wissenschaftskolleg), Alan D. Beyerchen (Columbus), Ute Deichmann (Köln), Klaus Fischer (Berlin), Christian Fleck (Graz), Karen J. Greenberg (Annandale on Hudson, NY), Gerhard Hirschfeld (Stuttgart), Paul K. Hoch (Nottingham), Michael Hubenstorf (Berlin), Claus-Dieter Krohn (Hamburg), Edith Kurzweil (Newark, NJ), Peter Lundgren (Bielefeld), Herbert Mehrrens (Berlin), Karin Michels (Hamburg), Alfons Söllner (Berlin / Wissenschaftskolleg), Herbert A. Strauss (New York / Wissenschaftskolleg), Paul Weindling (Oxford).

Dominierte in der Diskussion um die Vertreibung deutschsprachiger Wissenschaftler und Künstler nach 1933 sowie deren Folgen in den 50er und 60er Jahren das Pathos des erzwungenen Außenseitertums, so hielten sich eine triumphierende Nutzenbilanz in der US-amerikanischen Forschung der 60er Jahre und eine trauernde Verlustbilanz in der Bundesrepublik und in Österreich seit Anfang der 80er Jahre die Waage. Die Faszination über die bedeutenden Leistungen der prominenteren Emigranten hält an, und sie ist durchaus berechtigt. Aber es ist ein gravierender Denkfehler, anzunehmen, daß die ‚Beiträge‘ der Emigranten in den Einwanderungsländern genau das waren, was dem deutschsprachigen Raum ‚verloren‘ ging. Nach ‚Beitragen‘ in diesem Sinne zu fragen, setzt eine statische Sichtweise von Wissenschaft und Kultur voraus — so, als hätten die Emigranten fertige Wissensstücke mit sich gebracht und diese wie Bausteine in ein schon bestehendes Kulturgebäude eingefügt.

Ebenfalls problematisch ist die weit verbreitete Annahme, daß natur- und z. T. sozialwissenschaftliches Wissen leichter transferierbar sei als das vermeintlich mehr sprach- und kulturabhängige Wissen der Geisteswissenschaften, der Kunst und der Literatur. Auch wenn diese Annahme im Einzelfall richtig sein mag, ist sie nicht dazu geeignet, Unterschiede innerhalb der Natur- und Sozialwissenschaften oder — noch viel wichtiger — den Transferprozeß selbst und seine Grenzen zu erhellen. Die Teilnehmer des Seminars gingen davon aus, daß Wissenschaftstransfer ein vielschichtiger,

* Das Seminar wurde gefördert durch die *Deutsche Forschungsgemeinschaft*.

komplexer Prozeß ist, und stellten sich folgende Fragen: 1) Welche Veränderungen in den Denk- und Arbeitsweisen der Emigranten und ihrer Kollegen in den ‚Aufnahmeländern‘ waren nötig, damit die bedeutenden Leistungen der Emigranten überhaupt zustande kamen? 2) Wie kann uns die Wissenschaftsemigration nach 1933 die Rolle von Kultur(en) in der Wissenschaft zu verdeutlichen bzw. Wissenschaft als Kultur zu verstehen helfen?

Obwohl Studien über Einzeldisziplinen im Mittelpunkt der Diskussion standen, war allenthalben zu spüren, daß die interessantesten Fragen der zukünftigen Forschung gleichsam oberhalb wie unterhalb der disziplinären Ebene liegen werden. In seinem Übersichtsreferat zu den Naturwissenschaften fragte Klaus Fischer z. B. danach, ob es tatsächlich einen ‚Wissenschaftswandel durch Emigration‘ im kausalen Sinn des Konferenztitels gegeben habe. Sollte man nicht umgekehrt davon ausgehen, daß sich solche Effekte nur in extremen Ausnahmefällen wie dem der Kunstgeschichte (Karin Michels) feststellen lassen, zumal dann, wenn man sich die größeren Linien der Wissenschaftsentwicklung im 20. Jahrhundert vor Augen führt? In der Tat zielten viele der auf der Konferenz versuchten Standortbestimmungen auf eine Einordnung der Wissenschaftsemigration in größere Kontexte. Dies war ganz besonders der Fall bei den Feststellungen, daß die Emigration eine besondere, politisch erzwungene Form der Wissenschaftsmigration (Paul Hoch), eine Variante der progressiven Internationalisierung der Naturwissenschaften (Klaus Fischer) bzw. der Sozialmedizin (Michael Hubenstorf) oder aber ein Dynamisierungsfaktor der modernen Technisierung (Herbert Mehrrens und Ulrich Schmid) bzw. der Politisierung des Wissens (Alfons Söllner) war. Aber auch in den meisten anderen Referaten manifestierte sich eine analoge Tendenz, die man als eine ‚kulturelle Kontextualisierung‘ der Emigration charakterisieren könnte: So beim Wandel der von den Emigranten transportierten Wissensinhalte und -formen durch den Kontakt mit anderen, soziokulturell bedingten Forschungspraktiken der Aufnahmeländer (Mitchell Ash), bei der Verortung der naturwissenschaftlichen Emigration in die Genese der ‚Technowissenschaften‘ (Mehrrens und Schmid) oder bei der Hypothese eines ‚cultural imaging of scholarship‘, einer vorurteilsbelasteten und dennoch häufig spürbaren Gegenüberstellung eines ‚deutschen‘ und eines ‚amerikanischen‘ Wissenschaftsgeistes (Karen Greenberg).

In diesen Beiträgen wurde die Wissenschaftsemigration also idealtypisch als Sonderfall in einem viel allgemeineren Problemfeld verstanden, das sowohl die Wissenschaftler selbst als auch ihre Ideen umfaßt und nicht auf die Zeit nach 1933 beschränkt ist. Doch wurde von allen Teilnehmern anerkannt, daß die Emigration deutschsprachiger Wissenschaftler nach 1933 zwar mit anderen Migrationen von hochqualifizierten Wissenschaft-

lern und Professionellen in vielerlei Hinsicht vergleichbar sein mag, daß sie mit diesen jedoch nicht gleichzusetzen ist, vor allem deshalb nicht, weil für die Emigranten spätestens seit 1938 das nackte Überleben auf dem Spiel stand.

Wurde in solchen Fragestellungen eine Perspektive nach außen eröffnet, also die Wissenschaftsemigration als Teil von weitreichenden sozialen und kulturellen Veränderungen begriffen, so wurden die Grenzen des Disziplinbegriffs auch nach der anderen Seite, gleichsam nach innen aufgesprengt. Gerade am naturwissenschaftlichen Beispiel, am Fall des prominenten Physikers James Franck zeigte sich ein Disziplinwechsel als Dreh- und Angelpunkt der Biographie (Alan D. Beyerchen); der Bericht über die Entwicklung bedeutender Psychoanalytiker in der Emigration (Edith Kurzweil) ließ erkennen, wie aus dem Erlebnis des ‚Davongekommen-seins‘ Theorien, beispielsweise zur Rolle des Ichs und der Adaptation, hervorgehen, wie also das selbstreflexive Potential der Wissenschaftsemigration plastisch werden kann. Die auf Großbritannien bezogenen Referate (Gerhard Hirschfeld und Paul Weindling), der Bericht über die emigrierten Sozialwissenschaftler aus Österreich (Christian Fleck) sowie der oben erwähnte Beitrag von Karen Greenberg zeigten die Selektionswirkung nationaler und lokaler Wissenschaftsmilieus, die für die Emigranten positiv wie negativ ausfallen konnte. Manchmal schien es notwendig, nicht nur die Sprache, sondern auch die Verhaltensnormen der neuen Milieus zu erlernen, wobei der Wissenschaftspraxis nur insofern eine vermittelnde Rolle zukam, als diese vorher schon internationalisiert war.

Daß gerade in sub-disziplinären Analysen die interessanteste Variante des Wissenschaftswandels zu entdecken ist, nämlich das nur scheinbar paradoxe Phänomen einer Akkulturation *durch* Differenzen, zeigte sich in zahlreichen Referaten. Es handelte sich dabei um kognitive Akkulturationsprozesse im vollen Wortsinn, d. h. um die wechselseitige und sozial vermittelte Transformation der aufnehmenden wie aufgenommenen (bzw. der abstoßenden wie abgestoßenen) Wissensmilieus. Im günstigsten Fall kam es sogar zu einer Amalgamierung von verschiedenen Ausgangselementen zu neuen Synthesen (z. B. den durch interdisziplinäre Teams aus Emigranten und Nichtemigranten entwickelten Innovationen wie der Molekularbiologie oder der Computerwissenschaft); solche Prozesse sind eben nur mikroanalytisch erfaßbar.

Daß die Konferenz einen internationalen und interdisziplinären Gedankenaustausch auf hohem Niveau ermöglichte, war der großzügigen Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und sicherlich nicht zuletzt der gastfreundlichen Atmosphäre des Wissenschaftskollegs geschuldet.